

Annahmen angenehmer oder unangenehmer Sachverhalte vermittelt. Eben das ist auch der Grund, warum sich der Mensch im Affekt täuschen und sein wahres Sein verfehlen kann: jene Annahmen können wahr oder falsch sein; die Reaktion, zu der der Affekt disponiert, liegt ebenfalls auf der Ebene des Anscheins (V).

Wie kommt es nun zur wahren Selbstverwirklichung? Das untersucht Kap. VI über Lust und ethische Areté in ausführlicher Interpretation sowohl direkter Aussagen wie indirekter Hinweise der Texte. Es zeigt sich dabei, daß die Möglichkeit, sein wahres Gut zu verfehlen, durch die ethische Areté ausgeschaltet wird; sie ist jene Verfassung des an sich nicht vernünftigen Strebevermögens, die durch Erfahrung und Gewöhnung gewährleistet, daß die nicht vernünftigen Strebungen bezüglich der körperlichen Lust und der Lust und Unlust der Affekte nur aufkommen, soweit sie mit der vernünftigen Strebung, d. i. der von der wahren Annahme über das Gut des Menschen geleiteten Strebung, übereinstimmen. Indem dieses vernünftige Streben durch keine widervernünftige Strebung behindert wird, entfaltet es sich mit einer ihm eigenen Lust, die nur der gute Mensch kennt.

Die Untersuchung über den Lustbegriff in der Nikomachischen Ethik ist damit abgeschlossen. Es folgt noch ein Kapitel (VII) über den Beitrag des Aristoteles zur Diskussion des Lustbegriffs in der sprachanalytischen Philosophie. Zu diesem Zweck werden die Thesen Gilbert Ryles über den Lustbegriff sowie die Einwände, die dagegen erhoben werden, und die ergänzende Theorie C. C. W. Taylors dargestellt und mit der Lösung des Aristoteles verglichen. Dabei zeigt sich der Vorzug der aristotelischen Lehre in der Differenzierung des Begriffs des Strebens, der es erlaubt, den durch das Streben eingeführten Begriff der Lust auch gegenüber Einwänden zu verteidigen, welche die bisherige Theorie der sprachanalytischen Philosophie nicht lösen konnte.

Zu Seite 28–29 und Anm. 10 sei eine Bemerkung erlaubt: Die Tätigkeit eines Organs oder Werkzeugs ist das Ziel und der Zweck, um deswillen das Organ, das Werkzeug ist und entsteht. Das kann man zwar nicht, wie Aristoteles will, auf die Tätigkeit der Lebewesen und des Menschen und deren Sein übertragen; aber ist die Beziehung der spezifischen Tätigkeit zum Lebewesen nur die einer Wirkfolge, nicht auch eine Finalbeziehung aufgrund zwar nicht eines intentionalen Strebens, aber eines Naturstrebens, das identisch ist mit der Spontaneität des Lebendigen? Allerdings wird auch so das Ziel und der Zweck der Lebewesen und das Sein des Menschen als dessen Ziel bei Aristoteles nicht hinreichend bewiesen und der Schluß des Verf.s, daß die aristotelische Ethik auf einer unbewiesenen Voraussetzung beruht (29), bleibt in Kraft.

Die Abhandlung, die in einer dichten Sprache auf wenig Raum (Haupttext 114 S.) eine Fülle von Einsichten vermittelt, schließt mit Anmerkungen, die sehr differenzierte Auseinandersetzungen mit der Literatur und anderen Interpretationen der Texte enthalten, einem Literatur-, einem Namen- und einem umfangreichen Stellenverzeichnis (160–168).

W. B r u g g e r, S. J.

A c h a m, K a r l, *Analytische Geschichtsphilosophie*. Eine kritische Einführung (Alber-Broschur Philosophie). 8° (390 S.) Freiburg 1974, Alber.

Geschichtsphilosophie hat immer wieder versucht, den Sinn der Geschichte zu deuten. Aber eben dieser Anspruch auf Sinndeutung hat auch immer wieder zu der kritischen Frage geführt, mit welchem Recht ein Wissen um Wesen, letzte ursächliche Zusammenhänge, Ziel und Sinn der Geschichte behauptet werden kann. Diese erkenntniskritische Grundlagenforschung bezieht sich selbstverständlich nicht nur auf Geschichtsphilosophie als solche, sondern auch auf ihren Gegenstand, die Geschichte selbst. Ist sie überhaupt möglicher Gegenstand einer Wissenschaft? Bekanntlich wurde das schon in der griechischen Philosophie gelehrt. Auch die gewaltigen geschichtsphilosophischen Leistungen des Deutschen Idealismus führten zu einer neuen Reflexion über die Vorfragen, die Logik und Methodenlehre der Geschichtswissenschaft, vor allem in Abgrenzung gegen die exakten Wissenschaften.

Um diesen Fragenkreis geht es auch in dem vorliegenden Buch. Schon der Titel weist darauf hin, daß es sich „vornehmlich auf jene Variante der zeitgenössischen Theorie der Geschichtswissenschaft“ bezieht, die „in der methodologischen Tradition der neopositivistischen und sprachanalytischen Philosophie steht“.

Man wird es der analytischen Geschichtsphilosophie zubilligen müssen, daß sie die Schwierigkeiten der Geschichte als Wissenschaft schonungslos aufdeckt.

A. charakterisiert die Geschichtswissenschaft „als die Erforschung der sozial relevanten Erfahrungen und Ziele sowie der dadurch gelenkten Handlungen von Individuen und Gruppen in der Vergangenheit. Sie beschreibt und erklärt dabei die Determinanten ihrer natürlichen und sozialen Umwelt, welche jeweils durch die Handlungen vorhergehender Generationen mitgeformt sind“ (18 f.). Jedes der wichtigeren Begriffswörter dieser Umschreibung stellt Probleme. Z. B.: Was ist sozial relevant? Wie unterscheidet sich beschreiben und erklären, besonders wenn man eine kausale Erklärung von einer genetischen Beschreibung oder Erzählung abheben will? Diese Fragen werden heute in einem neuen Rahmen angegangen, und es ist die Absicht des Verf., „einen Überblick über die zeitgenössische Diskussion von Grundlagenproblemen der Geschichtswissenschaft aus der Sicht der analytischen Geschichtsphilosophie zu vermitteln“, einen Überblick, der nicht nur berichtet, sondern ständig auch kritisch prüft, einschränkt und ergänzt.

Der erste Hauptabschnitt handelt vom *Gegenstand historischer Interpretationen*, und zwar zunächst vom Verhältnis von Tatsachen und Theorien. Es wird dabei unterschieden zwischen einer vorgegebenen Datenmasse und den geschichtswissenschaftlichen Fakten im engeren (eigentlichen?) Sinne, die bereits irgendwie geformt sind. Man weist auf apriorische Perzeptionsschemata hin, welche die Faktizität des Gegenstandes wesentlich mitbestimmen. Es gibt bestimmte Kriterien, nach denen die Phänomene zu eigentlichen Tatsachen verdichtet werden. Und da nicht alle Fakten geschichtlich bedeutsam sind und daher unter ihnen zu wählen ist, kommen noch einmal Kriterien der Auswahl hinzu. Der Historiker kommt vielfach an derart vorgeformtes Quellenmaterial heran, ohne daß er immer feststellen kann, nach welchen Bewertungsnormen es gesammelt und dargestellt ist. Jedes vorgefundene Faktum ist zugleich Deutung, und der Gelehrte, der die Quellen prüft, arbeitet auch selbst in einem ihm eigenen Verstehenshorizont und mit ihm eigenen Forschungs- und Auswahlprinzipien, die zu hinterfragen wären. Auch die Hilfswissenschaften, bei denen er Anleihen machen muß, sind standortbedingt (z. B. die Sozialwissenschaften). – A. anerkennt diese Schwierigkeiten der Geschichtsforschung. Daß es aber verschiedene Systeme für unsere Weltorientierung gibt, kann, so sagt er, noch nicht heißen, daß sie wie Monaden beziehungslos nebeneinander stehen und das eine genau soviel oder sowenig wert ist wie das andere. Wie in den „exakten“ Wissenschaften die Gegenstände von den Forschern mit unterschiedlichen Mitteln angegangen und verschieden tief erfaßt werden, so auch in der Geschichte: Die einzelnen Geschichtstheorien unterscheiden sich in den angewandten Mitteln, in der Sprache, Symbolik, Apparatur, den zugrunde liegenden Hypothesen usw. Sie haben jedoch eine gemeinsame Grundlage: eine vorgegebene Wirklichkeit, die sie zu erfassen und zu deuten versuchen. So gibt es auch in der Geschichtswissenschaft veränderliche und unveränderliche Elemente. Und gerade diese veränderlichen Wissenselemente sind es, „wo der Erkenntnisfortschritt zu Hause ist“ (64).

Der Verf. unterscheidet dann zwischen verschiedenen Interpretationsebenen. Die erste, analytische, antwortet auf die Frage: „Was ist das?“, die zweite, die deswegen kausal genannt wird, auf die Frage: „Warum ist das?“ Praktisch werden die beiden Ebenen immer miteinander verbunden sein.

Von dem her, was wir bereits über die analytische Geschichtsphilosophie gehört haben, leuchtet ohne weiteres ein, daß viele ihrer Anhänger alle „metaphysischen“ Sätze im Rahmen der Geschichtswissenschaft ablehnen. Die Geschichte selbst hat „keinen Raster“. Er wird ihr vom Historiker erst übergestülpt und teilt so die Relativität seines Standorts und seines Systems. A. antwortet auf diese Ablehnung: Die Wirklichkeitsbezogenheit der Geschichtswissenschaft verschafft auch bestimmten „metaphysischen Theorien“ wissenschaftliche Dignität. Auch wenn sie nicht absolut zu setzen sind, können sie doch eine regulative Funktion haben. Auch die Tatsache, daß Geschichtsdarstellungen immer wieder veralten und neu geschrieben werden müssen, spricht nicht dagegen. Die Forschungstechnik schreitet fort, neue Mittel der Sichtung werden verfügbar und von jeder neuen Epoche aus eröffnet sich eine neue Perspektive auf die Vergangenheit.

Daß der weltanschauliche und systematische Standort eines Historikers seine Darstellung beeinflusst, ist allbekannt. Zu den Vorgegebenheiten der wissenschaftli-

chen Forschung gehört auch das forschende Subjekt mit seiner Eigenart. A. weist darauf hin, daß auch solche stark subjektiv bedingten Erzeugnisse von Nutzen sein können, sofern nur ihr Apriori bekannt ist.

Im zweiten Hauptabschnitt über die *Form historischer Erklärungen* wird die Eigenart der Geschichtswissenschaft besonders durch die Stellungnahme zur „covering law theorie“ (K. R. Popper, C. G. Hempel) weiter geklärt. Diese Theorie besteht in einem geschichtsmethodologischen Schema, das einen deduktiv-nomologischen mit einem induktiv-probabilistischen Aspekt verbindet. Die allgemeinen Gesetze sind nicht im Objektfeld der Geschichte begründet, jedenfalls nicht verpflichtend, deswegen auch keine eigentlichen Theorien, sondern nur Quasi-Theorien. Was man hermeneutisch daraus folgern muß, scheint wiederum die Skepsis zu bestätigen. A. schränkt wieder ein: „Wollte man . . . aus dem Umstand, daß es die Geschichtswissenschaft so gut wie ausschließlich mit probabilistischen Thesen zu tun hat, ableiten wollen, daß sie nicht den Forderungen der Kausalitätskonzeption genüge, so wäre dieser Schluß nur unter der stillschweigenden Voraussetzung möglich, daß man allein strikt deterministische Gesetze als Kausalgesetze zu betrachten gewillt ist“ (168).

Es folgen weitere methodologische Untersuchungen, z. B. über kausale und funktionale Erklärungen in der Geschichte. Zur Eigenart (wohl nicht nur) der Geschichtswissenschaft gehört es, daß Phänomene gesetzmäßig miteinander verkoppelt sind, ohne daß man sicher sagen könnte, welches von beiden das andere verursacht hat. Man kann also die Formel „Wenn A, dann B“ nicht immer kausal auslegen. Sicher ist oft nur, daß sie „funktional“ zusammengehören.

Das dem nur kausal bedingten entgegengesetzte zweckbestimmte Handeln wird unterteilt in intentional und teleologisch. Das Wort „teleologisch“ wird dabei auf jene Ziele oder Zwecke eingeschränkt, die überindividuell oder gar „suprahuman“ sind. Es kann sich dabei um einen innerweltlichen oder auch kosmisch überweltlichen Endzustand handeln, dem die einzelnen zustreben und von dem her sie einen bestimmten Stellenwert erhalten. Wo eine solche Konzeption ideologisch verengt wird, ergeben sich für die Forschungs- und Darstellungsdirektiven große Gefahren, vor allem die einer personfeindlichen totalitären Geschichtsdeutung. In diesem Zusammenhang ist auch die Frage zu klären, was den Lauf der Dinge vorzugsweise bestimmt, allgemeine Gesetzmäßigkeiten oder individuelle (bzw. kollektive) Spontanität. Wobei m. E. ein Gegensatz erst entsteht, wenn man an die Stelle von Spontanität Freiheit setzt. Es ist A. zuzustimmen, wenn er gegenüber der analytischen G.-Philosophie darauf hinweist, daß nicht jeder Versuch, gewisse Generallinien des historischen Geschehens aufzuzeigen, als spekulativer Dogmatismus gedeutet werden muß.

Im dritten Hauptabschnitt über die *Pragmatik historischer Darstellungen* werden die Fragwürdigkeit historischer Aussagen und die sich scheinbar daraus ergebenden Konsequenzen noch einmal zusammengefaßt vor Augen geführt und wird versucht, die Mitte anzuzeigen, die weder den Schwierigkeiten ausweicht, noch vor ihnen einfach kapituliert. Wie wir sahen, sind die Gefahren für eine objektive Gültigkeit historischer Darstellungen Legion. Die analytische G.-Philosophie und verwandte Richtungen scheinen daher mit Recht zu behaupten, jede kategorische Aussage sei dogmatisch und ideologieverdächtig. Es hilft auch nicht, wenn man sich darauf beschränken will, jedes Zeitalter nur „immanent“ zu beurteilen. Denn erstens gibt es keine durchgängig und einheitlich von einem bestimmten Wertkosmos getragenen Epochen, und wenn es sie gäbe, bedürfte man zu ihrer Abgrenzung bereits „transzendierender“ Maßstäbe.

A. setzt gegenüber den geschichtstheoretischen Skeptikern am richtigen Punkte an, um aus dem Labyrinth herauszukommen. Eine die Möglichkeit objektiver geschichtlicher Aussagen und Deutungen begründende Geschichtstheorie muß nach zwei Richtungen hin sicheren metaphysischen Boden gewinnen: In Richtung auf das forschende und geschichtsschreibende Subjekt hin und in Richtung auf seine Gegenstandswelt, auf das ihm letztlich sachlich Vorgegebene hin. Die erste Richtung führt zur philosophischen Anthropologie mit ihren Verzweigungen, die andere zum Ansichsein bestimmter Gegebenheiten. Da es sich bei der Geschichte jedoch auch bei der Vor-Gegebenheit, der Datenmasse, vorwiegend um *facta humana* handelt, bilden beide Richtungen nur zwei Aspekte ein und derselben Aufgabe.

Hinter dem Wandel des Geschichtlichen wird die Möglichkeit einer bleibenden Wesensstruktur des Menschen sichtbar, aus der sich gewisse unbedingt geltende Gesetze ableiten lassen. Von ihnen her kann man dann auch den Wert der verschiedenen Geschichtstheorien prüfen. Freilich die *cru*x der Theoretiker der Geschichtswissenschaft ist damit noch nicht überwunden. Denn eben die Entwicklung der Geschichte ist es, die unser Wissen um das menschliche Wesen erweitert und verändert.

Das Buch zeigt den heutigen Stand der geschichtstheoretischen Diskussion auf und gibt Fingerzeige weiterzukommen. Ob sie zu der erwünschtesten geschichtswissenschaftlichen Hermeneutik führen werden?
G. Fr. Klensk, S. J.

Schult, Arthur, *Weltenwerden und Johannesapokalypse*. 8° (384 S.) – Ders., *Die Weltendung des Heiligen Gral im Parzival des Wolfram von Eschenbach*. Kl. 8° (161 S.) Bietigheim 1976/1975, Turm-Verlag.

Von der heutigen, durchwegs konfessionell gebundenen Fachexegese her gesehen, ist Sch. ein Außenseiter, allerdings ein ungemein anregender, bereichernder Außenseiter. Wir hatten schon öfter Gelegenheit, in dieser Zeitschrift größere und kleinere Werke von ihm zu besprechen; so – um nur die größeren Arbeiten zu nennen – im 45. Jg., S. 620 f., „Das JohEv als Offenbarung des kosmischen Christus“ (ein Werk von 516 S.) und im 47. Jg., S. 141 ff., „Astrosophie als kosmische Signaturenlehre des Menschenbildes“ (2 Bde., zus. 718 S.). Beide Titel sowie Umfang der Bücher verraten, wie sehr bei Sch. das in der kirchlichen Mystik und Tradition vernachlässigte Kosmische bestimmend ist und ausführlich behandelt wird. Wie Sch. sagt, hatte ihn schon als Schüler das Verhältnis von *Glauben und Wissen* ungemein beschäftigt; später, wo er als angesehener Pädagoge eine Privatschule in Oberstdorf leitete, könnte man die ihn beschäftigende Problematik zutreffender als das Verhältnis von *Glauben und Gnosis* bezeichnen. Sch., geb. 1893 und katholischer Abkunft, spürte in der damals gebräuchlichen Dogmatik und Katechese Lücken und Mängel. Er betont zwar, daß an die Gewißheit echten Glaubens kein menschliches Wissen heranreiche, daß vertrauender Glaube zu Gott mehr ist als alles geistige Schauen. Er unterstreicht, daß echte Gnosis Glauben voraussetzt und nur aus ihm erwachsen kann: „Nur aus der Opferkraft des Lammes heraus kann das Buch geöffnet werden“ (113), d. h. nur Christus der Gekreuzigte löst für die Glaubenden das Buch mit den Siegeln der Weltgeheimnisse. Doch Sch. sieht das Moment einer auch im Glauben vertretbaren Gnosis in der offiziellen Kirchenlehre zu stark verkümmert, ja unterdrückt.

So ist es zu verstehen, daß er sich durch Jahre hindurch verschiedenen esoterischen Richtungen bzw. Literaturen zuwendet, besonders lange Zeit hat er der Steinerschen Anthroposophie und der Christengemeinschaft nahegestanden. Doch er konnte sich nie zu irgendeiner Richtung vollends bekennen, er suchte und ging seinen eigenen Weg. Zumal zu R. Steiner und seiner Lehre bestimmte ihn die letzten 25 Jahre seines Lebens – Sch. starb 1969 – sehr dezidiert ein kritisches, im Tiefsten ablehnendes Verhältnis; Steiner ist und bleibt nach Sch. ein in Weltimmanenz verharrender Monist. Im Gegensatz dazu betont Sch. stets Kosmos *und* Metakosmos, nie verkürzt er die wahre Transzendenz Gottes und seines Logos. Sch.s eigene Position könnte man in Anlehnung an seine Sprechweise wohl als kosmisch-johanneisches Christentum bezeichnen, wobei das Christentum eben nicht im Kosmischen aufgeht.

Nachdem es Sch. nach Meinung des Rez. schon in seinem Kommentar zum JohEv gelungen war, in den Perikopen dieses Ev hintergründige Bezüge zu kosmischen Planetenrhythmen, zu den 7 Sakramenten und zu weiteren Bauelementen menschlichen Lebens aufzuweisen, verwundert es nicht, daß Sch. erst recht nun im johanneischen Werk der Apokalypse dergleichen aufweist und herausarbeitet. Hier gibt ja auch die offizielle Exegese mehr oder minder zu, wie stark der Apokalyptiker auf antik-astrologischer Bildwelt fußt. – Leider ist diese kosmosophische Bildwelt schon bald nach dem Erscheinen der Johannesapokalypse den nachgeborenen Menschen, auch den Christen, unvertraut geworden; erst recht in späteren Jahrhunderten kam es zu immer mehr Unverständnis und teilweise auch zu ganz abwegigen Auslegungen. Luther war ehrlicher, wenn er hier freimütig bekennt: